

Gottesdienst am 17.06.2018 in der Pauluskirche, Berlin-Zehlendorf

Lukas 15,11-32 (Der verlorene Sohn)

Superintendent Johannes Krug

Gnade sei mit Euch und Frieden von Gott, unserem Vater. Dem, der da ist, der da war und der da kommt. Amen.

In den Top Ten unserer Bibel kommt das Gleichnis vom verlorenen Sohn irgendwo zwischen der Weihnachtsgeschichte und Hochzeit zu Kanaa – liegt ungefähr gleichauf mit Kain und Abel (auch so eine Brüdergeschichte) und dem Turmbau zu Babel. Jedenfalls ist sie beliebt und bekannt, sie nutzt sich einfach nicht ab, die Geschichte vom verlorenen Sohn.

Da sind zwei Brüder: aus einem Stall und doch ganz verschieden. Und damit geht es im Grunde schon los: was ist der Grund, warum Geschwister eine ganz eigene, unverwechselbare Rolle in der Familie suchen? Ganz einfach: Weil sie sich so nahe sind. Sie sind sich so ähnlich, deshalb möchten sie sich abgrenzen. Die manchmal lebenslang andauernde Suche nach Individualität – sie zeigt, dass wir, ob wir wollen oder nicht, der Sohn oder die Tochter, die Schwester oder der Bruder bleiben: aus gleichem Holz geschnitzt.

Also suchen sie Abstand, die Brüder: der eine zieht los, möglichst weit weg. Mit seinem Erbe im Gepäck genießt er sein Leben. Der andere bleibt daheim, arbeitet und nährt sich redlich. Es wird so sein, dass die beiden über die Entfernung hinweg gedanklich verbunden bleiben: der eine mit Fernweh, der andere mit Heimweh. Gut möglich, dass sie sich wechselseitig beneiden, um das Zuhause oder um die Freiheit – so treffen sie sich im Schmerz. Und der Vater ist beiden Söhnen sowieso ganz nah: dem einen, weil er dageblieben ist. Dem anderen, weil er fehlt. Wir brauchen nicht erst

das Ende zu kennen, um uns vorzustellen, wie sehr sich der Vater nach seinem Sohn sehnt.

Dann kommen die bösen Tage. Die Freiheit, die der eine Sohn sich genommen hat, fordert ihren Preis. Und von allen Lehrerinnen dieser Welt ist die Not die strengste: sie zeigt uns, wo wir hingehören und wo nicht. Ich glaube jedenfalls, es geht hier um viel mehr als nur ums Sattessen. Das auch, aber da ist mehr: Auf Dauer lebt es sich schwer mit abgebrochenen Brücken, als hätte es nie eine gemeinsame Zeit gegeben. Das macht uns krank. Wer krank ist, will nur noch nach Hause. Und so spürt dieser lebens-, reiselustige Junge im fernen Land einen gesunden Reflex: er will umkehren, zurück zur Familie.

So kommt er nach Hause: Sein schlechtes Gewissen spürt man nicht nur zwischen den Zeilen. Natürlich weiß er, dass er es verbockt hat. Ich sehe ihn vor mir, mit gesenktem Blick. Und der Vater? Er könnte auf eine kalte Art gerecht sein und es ihm, der damals nicht hören wollte, fühlen lassen. Wäre er das nicht dem Vorzeigesohn schuldig? Vielleicht. Wahrscheinlich sogar. Doch der Vater – er riskiert lieber eine Ungerechtigkeit, um ja nicht die große, vielleicht letzte Chance zu verpassen, seinen verlorenen Sohn zurückzugewinnen, ihn wieder in seine Arme zu schließen. Also vergibt er ihm. Die Hauptsache bleibt, Vater und Sohn, sie haben sich wieder. Das wird gefeiert, und in der Musik dieses Abends klingt der Jubel durch, dass uns Menschen so etwas Großes möglich ist: Versöhnung.

Und der andere Sohn, was ist mit dem? Dem fällt das Mitfeiern schwer, wer will's ihm verdenken. Er kann gar nicht anders, als sich zu vergleichen mit seinem Bruder. Und dieser Vergleich fällt ungünstig aus. Warum fällt es uns Menschen nur so schwer, einem anderen das Glück zu lassen? Ganz

einfach: weil wir uns und unser Los nicht unabhängig von Anderen denken können. Wir vergleichen uns, weil wir nicht voneinander loskommen.

Die Geschichte vom verlorenen Sohn: sie erzählt von der Suche nach dem eigenen Weg. Von dem Versuch, ohne Rücksicht auf Verluste nur der eigenen Lust und Laune zu folgen. Und sie erzählt, dass dieser Weg in eine Sackgasse führt. Sie erzählt von der Rückkehr, weil wir Menschen auch über viele Kilometer hinweg im Vergleichen und Vermissen, im Beneiden und Bereuen, im Verzeihen und im Lieben miteinander verbunden bleiben. Spätestens in der Krise wird uns klar: Wir leben mit Anderen oder gegen Andere, nur ohne Andere leben, das ist uns Menschen auf Dauer nicht möglich.

Das ist die Stimme, die ich aus dem Predigttext höre. Und dann höre ich in unseren Tagen noch eine ganz andere Stimme, und die ist laut, ja schrill. Sie tönt, zuerst kommen zu wollen. Wenn sich jeder um den eigenen Vorteil kümmere, sei doch für alle gesorgt. Der neue Egoismus dröhnt in meinen Ohren. Er ist zwar alt, so alt wie wir Menschen sind - heute findet er aber wieder neue Freunde.

Liebe Gemeinde – glauben wir dieser Stimme kein Wort! Der eigene Weg ohne Rücksicht auf Andere – er ist nicht mehr als eine uns sehr vertraute Verlockung für den Moment. Auf Dauer lockt uns dieser Weg aber in eine Sackgasse. Bewahren wir uns in unserer Zeit den klaren Kopf: der Egoismus von Staaten, Volksgruppen und Menschen ist das Problem unserer Tage und nicht ihre Lösung. Wer heute den Egoismus als Lösung verkauft, handelt mit Schrott. Denn wir Menschen sind anders, besser und größer gedacht. Am Ende unserer Tage wird nicht mehr das zählen, was wir uns mit der Kraft unserer Ellenbogen erbeutet haben. Es werden aber die Stunden zählen, in denen wir mitfühlen und teilen, uns vermissen und

trösten, vergeben und verzeihen, lieben und uns sehnen. So sind wir gedacht, das ist und das bleibt auch in unseren Tagen der einzige Weg zu werden, was wir sind: menschlich.

Und der Friede Gottes, der höher ist als all' unsere Vernunft, der bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen